

EDGAR WALLACE

Der Hexer

Die blaue Hand

Das Geheimnis der gelben Narzissen

Buch

Der Hexer

»Hexer« - diesen Namen trägt der geheimnisvolle Meister der Verkleidung zu Recht. Bisher konnte der gesuchte Mörder der Polizei stets entkommen. Nun kehrt er nach London zurück, um Rache an dem Mann zu nehmen, dem er seine Schwester anvertraut hatte. Denn die wurde trotz der Vorsichtsmaßnahmen des Hexers ermordet ...

Die blaue Hand

Zwanzig Jahre lang hat Digby Groat auf sein Erbe gewartet. Nur noch wenige Tage und er ist einer der vermögendsten Männer in ganz London. Doch dann kommt Dorothy Danton in sein Haus, um ihm sein Erbe streitig zu machen – dabei gilt sie seit zwanzig Jahren als tot ...

Das Geheimnis der gelben Narzissen

Weil ihr seine Gedichte nicht gefallen, entläßt der Londoner Geschäftsmann Thornton Lyne seine Angestellte Odette Riders fristlos. Kurze Zeit später liegt Thornton erschossen im Gras des Hyde Park, einen Strauß gelber Narzissen in den Händen ...

Autor

Geboren wurde Edgar Wallace 1875 als unehelicher Sohn eines Schauspielers. Er wuchs in armen Verhältnissen auf, blieb ohne Schulabschluss und hielt sich mit Gelegenheitsjobs wie Milchhändler, Maurergehilfe oder Zeitungsverkäufer über Wasser. Schließlich begann er kleine Artikel für die Zeitung zu schreiben. Mit Erfolg: Er arbeitete sich hoch bis zum Chefredakteur. Später lebte er als freier Schriftsteller und schrieb Sachbücher, Lyrik und Theaterstücke, 1904 schließlich seinen ersten Krimi (»Die vier Gerechten«) – das Debüt einer beispiellosen Karriere. Edgar Wallace verfasste 175 Romane, 24 Theaterstücke, eine große Anzahl von Kurzgeschichten, Essays, Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln und Drehbüchern. Die Filme, die nach seinen Vorlagen gedreht wurden, sind kaum zu zählen. Edgar Wallace verstarb hoch verschuldet 1932 in Hollywood.

Von Edgar Wallace außerdem bei Goldmann lieferbar:

Der Hexer. Roman (5292) · Der Zinker. Roman (5372) · Der Frosch mit der Maske/Das Gasthaus an der Themse/Der grüne Bogenschütze. Drei Romane in einem Band (5538/55503) · Der schwarze Abt/Die seltsame Gräfin/Die toten Augen von London. Drei Romane in einem Band (55504) · Die gelbe Schlange/Der Engel des Schreckens/Bei den 3 Eichen. Drei Romane in einem Band (55505) · Die Tür mit den sieben Schlössern/Die Bande des Schreckens/Der Doppelgänger. Drei Romane in einem Band (55506) · Das geheimnisvolle Haus/Der Safe mit dem Rätselschloß/Die Abenteurerin. Drei Romane in einem Band (55507) · Der unheimliche Mönch/Die gebogene Kerze/Die drei Gerechten. Drei Romane in einem Band (55508) · Die Gräfin von Ascot/Das Geheimnis der Stecknadel/Der viereckige Smaragd. Drei Romane in einem Band (55509) · Das indische Tuch/Geheimagent Nr. 6/Der Diamantenfluß. Drei Romane in einem Band (55510)

**EDGAR
WALLACE**

DER HEXER

DIE BLAUE HAND

**DAS GEHEIMNIS DER
GELBEN NARZISSEN**

Drei Romane in einem Band

PORTOBELLO

Die Originalausgabe von »Der Hexer« erschien unter dem Titel »The Ringer«, die Originalausgabe von »Die blaue Hand« erschien unter dem Titel »The blue Hand« und die Originalausgabe von »Das Geheimnis der gelben Narzissen« erschien unter dem Titel »The Daffodil Mystery«.

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches sind chlorfrei und umweltschonend.

Portobello Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag, einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH.

Einmalige Sonderausgabe Februar 2007
Copyright © dieser Ausgabe 2007 by
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagillustration: Hanka Steidle
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
KC · Herstellung: we
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-55502-4
www.portobello-verlag.de

10 9 8 7 6 5 4 3 2 1

EDGAR
WALLACE
DER HEXER

Roman

Aus dem Englischen
von Gregor Müller

Der Kommissar drückte auf den Klingelknopf und befahl der Ordonnanz, die wenig später eintrat:

»Bitten Sie Inspektor Wembury, zu mir zu kommen!«

Der Kommissar ordnete die Dokumente, in denen er gelesen hatte, und legte sie in eine Mappe.

Alan Wembury, ein Mann Anfang Dreißig und von sportlicher Erscheinung, trat ein. Er hatte nicht nur seine Laufbahn als Kriminalbeamter erfolgversprechend begonnen, sondern es während des Krieges auch zum Major gebracht.

»Guten Morgen, Wembury!«

»Guten Morgen, Sir.«

»Ich habe Sie zu mir gebeten, weil ich Ihnen eine angenehme Mitteilung zu machen habe«, begann der Kommissar, der eine aufrichtige Freundschaft für seinen Untergebenen empfand. Mit einladender Handbewegung wies er auf einen Stuhl. »Sie sind zum Bezirksinspektor befördert worden und übernehmen am Montag in acht Tagen den R-Bezirk.«

Alans Augen leuchteten auf.

»Das kommt sehr überraschend, Sir«, erwiderte er, »und ist eine Auszeichnung – aber ich glaube doch, daß andere vor mir . . .«

Oberst Walford schüttelte den Kopf.

»Nein, keineswegs – vielmehr freue ich mich für Sie. Es sind überhaupt bedeutende Veränderungen im Gange. Bliss, der bei der Gesandtschaft in Washington arbeitete, kehrt zurück. Sie kennen ihn doch?«

Alan hatte zwar von dem gefürchteten Bliss gehört, wußte aber nur, daß er ein fähiger Polizeibeamter war und beinahe von jedem Mann in Scotland Yard sehr ungern gesehen wurde.

»Der R-Bezirk ist nicht mehr so aufregend wie in früheren Jahren«, versicherte der Kommissar zwinkernd. »Aber Sie sollten sich darüber freuen!«

»War er wirklich so aufregend?« fragte Alan, der Deptford nur flüchtig kannte.

Oberst Walford nickte.

»Ich denke natürlich an den ›Hexer‹ – den Bericht über seinen

Tod habe ich oft angezweifelt. Die australische Polizei behauptete, seine Leiche aus dem Hafen von Sydney gefischt zu haben.«

»Der Hexer!« sagte Alan Wembury langsam.

Wer hatte von ihm, dessen Taten einst ganz London erschreckten, nicht schon gehört?

»Obwohl der Hexer nicht mehr in Ihrem Bezirk haust«, setzte Oberst Walford hinzu, »möchte ich Sie doch vor einem Mann in Deptford warnen. Es ist . . .«

»Maurice Messer!« unterbrach ihn Alan.

Der Kommissar hob erstaunt die Augenbrauen.

»Kennen Sie ihn? Als Rechtsanwalt? Ich wußte nicht, daß er so bekannt ist.«

Alan Wembury zögerte ein wenig.

»Ich kenne ihn nur als Anwalt der Familie Lenley.«

»Lenley? Meinen Sie etwa den alten George Lenley in Hertford, der vor einigen Monaten gestorben ist?«

»Ja.«

»Ach! Wir waren oft zusammen auf der Jagd. Einer jener alten englischen Landherren – tüchtige Reiter und Trinker . . . Man hat mir erzählt, daß er vermögenslos starb. Hatte er Kinder?«

»Zwei, Sir.«

»Und Messer ist ihr Anwalt?« Der Kommissar lachte kurz auf. »Man hat sie schlecht beraten!« Er überlegte einen Moment und sagte unerwartet: »Messer kannte den Hexer.«

Wemburys Augen wurden groß vor Erstaunen.

»Den Hexer?« wiederholte er.

»Ich weiß nicht, wie gut er ihn kannte, doch glaube ich, zu gut, um, wenn er noch am Leben sein sollte, Ruhe finden zu können. Der Hexer hatte seine Schwester Gwenda Milton in Messers Obhut zurückgelassen. Vor sechs Monaten wurde ihr Leichnam aus der Themse gezogen.«

Alan erinnerte sich des unglücklichen Vorfalls.

»Sie war Messers Sekretärin«, berichtete Walford weiter. »Wenn Sie dieser Tage einmal Zeit haben, gehen Sie ins Aktenzimmer hinauf – vieles wurde bei den gerichtlichen Verhandlungen nicht erwähnt.«

»Über Messer?«

Oberst Walford nickte.

»Wenn der Hexer tot ist, hat es nichts weiter zu bedeuten, aber wenn er noch lebt . . .« Er zuckte mit den breiten Schultern und schaute Alan bedeutungsvoll an. »Wenn er lebt, dann weiß ich, daß es ihn nach Deptford und zu Messer zurückzieht. Doch – lesen Sie die Akten! Sie werden sehen . . .« Mit einer Handbewegung gab der Kommissar zu verstehen, daß er über den Hexer nicht mehr sprechen wollte. »Am Montag in acht Tagen treten Sie Ihren neuen Dienst an. Haben Sie vielleicht Lust, sich schon vorher mit der Arbeit im neuen Bezirk vertraut zu machen?«

Alan zögerte.

»Wenn möglich, Sir, möchte ich eine Woche Urlaub nehmen.«

»Urlaub? Aber selbstverständlich. Wollen Sie die gute Botschaft Ihrem Mädchen verkünden?« Walford zwinkerte gutmütig.

»Nein, Sir.« Alan wurde verlegen und ein wenig rot. »Ich möchte einer Dame von meiner Beförderung erzählen. Es ist – Miss Mary Lenley.«

»Oh, Sie kennen also Miss Lenley so gut?«

»Nicht so, Sir«, wehrte Wembury ab, »sie ist mir nur immer eine gute Freundin gewesen. Mein Leben begann in einem Häuschen auf dem Gut der Lenleys. Mein Vater war Obergärtner bei Mr. Lenley, ich kenne die Familie, soweit ich zurückdenken kann.«

»Nehmen Sie Ihren Urlaub, mein Junge, und gehen Sie, wohin Sie wollen! Wenn Miss Mary so weise wie schön ist – ich habe sie als Kind in Erinnerung –, so wird sie vergessen, daß sie eine Lenley von Lenley Court und Sie ein Wembury aus dem Gärtnerhäuschen sind! In unserem demokratischen Zeitalter ist der Mann, was er selbst ist, nicht, was sein Vater war. Ich hoffe, Sie werden sich nie unterschätzen, Wembury!«

Als Alan vom Bahnhof her das Dorf erreichte, sah er hinter den hohen Pappeln das Herrenhaus von Lenley Court aufleuchten.

Der kahlköpfige Wirt des Gasthauses ›Zum Roten Löwen‹ kam ihm, ein Lachen auf dem roten Gesicht, entgegen.

»Ich freue mich, Sie wiederzusehen, Alan!« rief er. »Wir haben von Ihrer Beförderung gehört und sind stolz auf Sie. Nächstens werden Sie Polizeipräsident sein! Gehen Sie zum Herrenhaus hinauf, zu Miss Mary?« Der Wirt schüttelte den Kopf. »Dort steht es sehr schlecht. Man sagt, daß von dem ganzen Vermögen nichts übrigbleibt. Für Mr. Johnny mag es noch angehen, er ist ein Mann und müßte sich in der Welt zurechtfinden können – wenn er nur einen besseren Weg eingeschlagen hätte...«

»Wie meinen Sie das?« fragte Alan.

Der Wirt schien sich plötzlich zu erinnern, daß er mit einem Kriminalbeamten sprach, und wurde zurückhaltender.

»Nun, man erzählt, daß er zum Teufel geht. Sie wissen ja, wie die Leute reden. Aber etwas Wahres muß doch daran sein. Der junge Mann kann die Armut nicht ertragen.«

»Warum bleiben sie denn auf Lenley Court, wenn es so schlecht steht? Der Unterhalt muß ja eine Menge kosten. Warum verkauft Johnny nicht?«

»Verkaufen!« spottete der Wirt. »Es ist bis zum letzten Blättchen auf dem höchsten Baumwipfel mit Hypotheken belastet! Soviel ich gehört habe, bleiben die Lenleys hier, bis ihr Londoner Rechtsanwalt die Erbschaftsangelegenheit geregelt hat, und wollen nächste Woche nach London ziehen.«

Der Londoner Rechtsanwalt! Das mußte Maurice Messer sein. Alans Stirn legte sich in Falten. Es reizte ihn, den Mann kennenzulernen, über den so viele seltsame Gerüchte umliefen. Man flüsterte sich in Scotland Yard Dinge über Maurice Messer zu, die, wenn sie laut gesagt worden wären, Verleumdungs- oder Beleidigungsklagen hätten zur Folge haben können.

»Wollen Sie mir ein Zimmer reservieren, Mr. Griggs? Der Dienstmann wird mein Gepäck vom Bahnhof bringen. Ich will zuerst zum Herrenhaus hinauf.«

Als er den breiten, von Eichen beschatteten Fahrweg entlangging, stieß er überall auf Anzeichen der Armut und Verwahrlosung. Auf dem kiesbestreuten Weg wuchs Gras; die wunderschönen Eibenhecken des Tudorgartens waren von ungeübter Hand zurechtgestutzt worden; der Rasen vor dem Haus sah ungepflegt aus. Das Herrenhaus selbst bot einen Anblick allgemeiner Vernachlässigung, der ihn schmerzte. Die Fenster waren schmutzig, viele Scheiben zerbrochen.

Als er sich dem Haus näherte, sah er Mary durch den Säulengang gehen. Sie erkannte ihn und kam rasch auf ihn zu.

»Alan!«

Er faßte nach ihren Händen und blickte in Marys bleiches Gesicht. Zwölf Monate hatte er sie nicht gesehen! Ihre zarte Schönheit rührte ihn.

»Ich freue mich, Sie zu sehen, Alan!« rief sie, und ihre melancholischen Augen leuchteten auf. »Sie bringen Neuigkeiten! Wir haben es schon in der Morgenzeitung gelesen – Sie müssen jetzt alles ganz genau erzählen!«

»Es gibt nicht viel zu erzählen, und so welterschütternd ist meine Beförderung auch nicht. Zudem sind bessere Männer übergegangen worden; ich weiß nicht, soll ich mich freuen oder nicht?«

»Unsinn!« widersprach sie. »Sie sind befördert worden, weil Sie es verdient haben.«

Sie ergriff seinen Arm, wie sie es in Kindertagen getan hatte, als er noch der schüchterne Knabe, der Sohn des Gärtners und ihr Spielgefährte gewesen war, der ihren Drachen steigen ließ und ihr den Ball zuwarf, wenn sie den viel zu großen Kricketschläger schwang.

Beunruhigt stellte sie fest, daß Alan mit prüfenden Blicken das Haus betrachtete.

»Armer alter Lenley Court!« sagte sie ernst. »Haben Sie es schon gehört, Alan? Nächste Woche verlassen wir unser Haus.« Sie seufzte. »Man darf nicht darüber nachdenken! Johnny will eine Wohnung in der Stadt nehmen, und Maurice hat mir Arbeit versprochen.«

»Arbeit?« fragte Alan erstaunt. »Sie wollen damit doch nicht sagen, daß Sie Ihren Lebensunterhalt verdienen müssen?«

Sie lachte.

»Aber selbstverständlich, mein lieber Alan! Ich bin dabei, in die Geheimnisse der Stenographie und des Maschinenschreibens einzudringen. Ich soll Sekretärin von Maurice werden.«

Messers Sekretärin! Das kam ihm bekannt vor. Walfords Worte klangen ihm noch in den Ohren. Er dachte an jene andere Sekretärin, deren Leichnam man an einem nebligen Morgen aus dem Wasser gezogen hatte.

»Warum sind Sie so ernst, Alan? Gefällt Ihnen der Gedanke nicht, daß ich meinen Lebensunterhalt verdienen werde?«

»Nein«, antwortete er kurz. »Es wird doch etwas aus dem Zusammenbruch gerettet werden können?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Nichts – überhaupt nichts! Von meinem mütterlichen Erbe beziehe ich ein kleines Einkommen, das mich vor dem Verhungern schützt. Und dann ist Johnny auch ganz tüchtig. Er hat in der letzten Zeit viel Geld verdient. Das klingt doch seltsam. Niemand hätte gedacht, daß ein guter Kaufmann aus ihm wird. Und doch – er hofft, in wenigen Jahren Lenley Court zurückkaufen zu können.«

Es klang mutig, aber Alan ließ sich nicht täuschen.

3

Alan fiel auf, daß Mary über seine Schulter hinwegschaute, und als er sich umdrehte, sah er zwei Männer auf sie zukommen. Der ältere von beiden – Alan zweifelte nicht, Mr. Messer vor sich zu haben – war auf herkömmliche, von erfolgreichen Rechtsanwälten seit jeher bevorzugte Art gekleidet. Der langschößige Gehrock saß tadellos. In der schwarzen Krawatte steckte ein schimmerner Opal. Er trug einen Zylinder und gelbe, einwandfreie Handschuhe. Seine Gestalt war schlank, das Gesicht mager, mit beinahe gelblichem Teint. Er hatte etwas Aristokratisches in seinem Wesen. »Er sieht aus wie ein Herzog, spricht wie ein spanischer Edelmann und denkt wie ein Teufel!« war nicht das Abträglichste, was je über Messer gesagt worden war.

Johnny Lenley begleitete ihn. Er war nicht viel älter als zwanzig Jahre. Auf den Besucher blickend, zog er die Augenbrauen zusammen.

»Hallo!« rief er unfreundlich und wandte sich an Messer. »Sie kennen doch Wembury, Maurice? Er ist Oberwachtmeister oder etwas Ähnliches bei der Polizei.«

»Bezirkskriminalinspektor«, verbesserte Messer lächelnd und streckte seine lange, schmale Hand aus. »Wie ich gehört habe, kommen Sie in meine Nachbarschaft – zum Schrecken meiner Klienten!«

Johnny Lenley hatte Alan schon als Knabe nicht leiden können, und jedesmal, wenn er ihn traf, flackerte sein Groll von neuem auf.

»Was führt Sie nach Lenley?« fragte er verdrießlich. »Haben Sie denn noch Verwandte hier?«

»Ich habe wenig Freunde hier«, antwortete Alan zurückhaltend.

»Selbstverständlich hat er«, warf Mary ein. »Und dann ist er auch gekommen, um mich zu besuchen, nicht wahr, Alan? Es tut mir leid, daß wir Sie nicht bitten können, bei uns zu wohnen, aber es sind so gut wie keine Möbel übriggeblieben.«

»Es ist nicht nötig, unsere Armut im ganzen Land zu verkünden!« rief Johnny Lenley schroff. »Ich glaube kaum, daß Wembury sich für unser Mißgeschick interessiert, und wenn . . .«

»Das Mißgeschick auf Lenley Court ist der Öffentlichkeit bekannt, mein lieber Johnny«, unterbrach ihn Messer besänftigend. »Seien Sie doch nicht unnötig empfindlich! Ich meinerseits freue mich, Gelegenheit zu haben, einen so ausgezeichneten Kriminalbeamten wie Alan Wembury kennenzulernen. Augenblicklich werden Sie Ihren Bezirk sehr ruhig finden, Mr. Wembury. Es gibt nicht mehr die Aufregungen wie zur Zeit, als ich von Lincoln's Inn Fields nach Deptford zog.«

»Sie meinen, daß der Hexer Sie nicht mehr belästigt?«

Alans Frage klang ganz harmlos, um so bemerkenswerter aber war die Veränderung, die in Messers Gesicht vor sich ging. Seine Augen blinzelten plötzlich, als wenn sie in grelles Licht geblickt hätten. Der Mund wurde zu einer geraden, harten Linie.

»Der Hexer! Eine alte Geschichte! Der arme Teufel ist tot!
Tot – in Australien ertrunken!«

Mary schaute ihn verwundert an.

»Wer ist der Hexer?« fragte sie.

»Niemand, den Sie kennen – und auch niemand, den Sie kennen sollten«, erwiderte Messer brüsk. Schon wieder lächelnd setzte er hinzu: »Wir sollten in Gesellschaft einer jungen Dame nicht fachsimpeln. Ich meine, wir sollten uns wirklich nicht über das Verbrechen unterhalten.«

»Ich wünschte, Sie fänden einen anderen Gesprächsstoff!« brummte Johnny Lenley. Er wollte sich schon umdrehen, als Messer den Inspektor fragte: »Sie sind doch jetzt im Westend-Bezirk, Wembury? Welches war Ihr letzter Fall? Ich kann mich nicht erinnern, Ihren Namen in der Zeitung gelesen zu haben.«

Alan verzog das Gesicht.

»Wir verkünden unsere Fehlschläge nicht! Meine letzten Nachforschungen galten der Perlenkette, die Lady Darnleigh in der Park Lane gestohlen wurde, als sie den großen Botschafterball gab.«

Während er sprach, schaute er Mary an. Er bemerkte deshalb nicht, wie Johnny Lenley einen unwillkürlichen Ausruf unterdrückte, noch sah er den schnellen, warnenden Blick, den Messer dem jungen Mann zuwarf. Es entstand eine kurze Pause.

»Lady Darnleigh?« fragte Messer gedehnt. »O ja, ich erinnere mich . . . Waren Sie nicht auch auf jenem Ball, Johnny?« Er blickte Johnny an, der ärgerlich die Achseln zuckte.

»Selbstverständlich war ich dort – doch habe ich erst lange nachher von der Sache gehört. Habt ihr eigentlich keine anderen Gesprächsthemen als Verbrechen, Diebstähle und Morde?«

Er drehte sich um und ging langsam über den Rasen. Mary schaute ihm besorgt nach.

»Ich möchte wissen, was Johnny in den letzten Tagen so mürrisch macht. Wissen Sie es, Maurice?«

Maurice Messer betrachtete die glimmende Zigarette in seiner Bernsteinspitze.

»Johnny ist jung, und dann dürfen Sie nicht vergessen, meine Liebe, daß er in der letzten Zeit viel Aufregung hatte.«

»Ich auch«, erwiderte sie ruhig. »Oder glauben Sie, daß es für mich nichts zu bedeuten hat, Lenley Court zu verlassen?« Für einen Augenblick zitterte ihre Stimme, doch bezwang sie sich und lächelte. »Ich werde pathetisch. Wenn ich mich nicht zusammennehme, werde ich noch an Alans Schulter weinen. Kommen Sie, Alan, schauen Sie sich den alten Rosengarten an! Vielleicht sehen wir ihn zum letztenmal.«

4

Johnny Lenley schaute ihnen aus einiger Entfernung nach. Sein Gesicht war blaß.

»Was führt diesen Kerl hierher?« fragte er.

Maurice Messer, der ihm gefolgt war, sah ihn seltsam an.

»Mein lieber Johnny, Sie sind noch jung und sehr unreif. Sie haben die Erziehung eines Gentlemans genossen, Sie benehmen sich aber wie ein Bauer!«

»Was erwarten Sie denn von mir? Soll ich ihm herzlich die Hand drücken und ihn auf Lenley Court willkommen heißen? Der Kerl stammt aus der Gosse, sein Vater war unser Gärtner . . .«

»Sie sind sehr eingebildet, Johnny! Das schadet nichts – nur sollten Sie lernen, Ihre Gefühle zu verbergen.«

»Ich sage, was ich meine«, erklärte Johnny eigensinnig.

»Das tut auch der Hund, wenn man ihm auf den Schwanz tritt – Sie Esel!« fuhr ihn Maurice mit unerwarteter Heftigkeit an. »Sie Idiot! Bei der Erwähnung der Darnleigh-Perlen hätten Sie sich beinahe selbst verraten. Waren Sie sich im klaren darüber, mit wem Sie sprachen, wer Sie höchstwahrscheinlich beobachtete? Der hartgesottenste Beamte der Kriminalabteilung! Der Mann, der Hersey faßte, der Gostein an den Galgen brachte, der die Flackbande auflöste!«

»Er hat nichts gemerkt«, sagte Johnny verdrießlich und versuchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. »Haben Sie wegen der Perlen Bericht erhalten? Sind sie verkauft?«

»Glauben Sie wirklich, daß man Perlen im Werte von fünf-

zehntausend Pfund in einer Woche verkaufen kann? Was stellen Sie sich eigentlich vor – etwa, daß man sie zur Versteigerung bei Christie gibt?»

»Jedenfalls«, meinte Johnny kleinlaut, »ist es seltsam, daß Wembury damit beauftragt wurde. Offenbar hat man die Hoffnung aufgegeben, den Dieb noch zu erwischen. Und was die alte Lady Darnleigh betrifft, so hat sie keinen Verdacht . . .«

»Seien Sie nicht allzu sicher!« warnte Messer. »Jeder Gast, der in jener Nacht in dem Hause war, ist verdächtig, Sie mehr als jeder andere, da jedermann weiß, daß Sie arm sind. Außerdem hat Sie ein Diener gesehen, als Sie kurz vor Ihrem Weggang die Haupttreppe hinaufgingen.«

»Ich sagte ihm doch, daß ich nur meinen Mantel holen wollte. Warum haben Sie vor Wembury erwähnt, daß ich dort war?«

»Weil er es wußte.« Maurice lachte. »Aber ich will Sie beruhigen. Die Person, die man augenblicklich verdächtigt, ist Lady Darnleighs Kellermeister. Glauben Sie aber ja nicht, daß alles vorbei ist – dies ist nicht der Fall. Die Polizei ist noch viel zu aktiv in der Sache, als daß wir daran denken könnten, die Perlen loszuwerden. Wir müssen eine günstige Gelegenheit abwarten, um sie in Antwerpen unterzubringen.«

Er zog ein goldenes Etui hervor, suchte geziert eine Zigarette aus und zündete sie an. Johnny beobachtete ihn gespannt.

»Wenn die Wahrheit über die Perlen herauskommen sollte . . . Ich meine – Sie sind sich doch im klaren, daß auch für Sie Zuchthaus in Aussicht steht?«

Messer stieß einen Rauchring in die Luft.

»Ich bin mir vollständig im klaren, daß für Sie, mein lieber Freund, Zuchthaus in Aussicht stünde. Mich mit in die Sache hineinzuziehen, dürfte dagegen ziemlich schwer sein. Wenn Sie den Räuberbaron spielen wollen – so ist dies Ihr Vergnügen, es wird auch Ihr Leichenbegängnis sein. Ich kannte Ihren Vater, ich kenne Sie von Kindheit an, deshalb nehme ich einiges in Kauf – möglich auch, daß ich Geschmack am Abenteuerlichen finde . . .«

»Blödsinn!« unterbrach ihn Johnny Lenley grob. »Sie kennen jeden Dieb in London und sind ein Hehler.«

»Gebrauchen Sie dieses Wort nicht!« wies ihn Messer schroff

zurecht. »Wie ich Ihnen schon gesagt habe, sind Sie noch sehr unreif. Habe ich den Diebstahl von Lady Darnleights Perlen angestiftet? Habe ich Ihnen in den Kopf gesetzt, daß Diebstahl mehr abwirft als Arbeit, daß Ihre Erziehung und die Beziehungen zu den besten Familien Ihnen Gelegenheiten geben, die jedem anderen – Dieb versagt bleiben?«

Dieses Wort reizte Johnny Lenley genauso wie das Wort ›Hehler‹ den Anwalt.

»Wir sitzen im gleichen Boot«, lenkte er ein. »Sie könnten mich nicht verraten, ohne sich selbst zu ruinieren. Ich behaupte nicht, daß Sie irgend etwas angestiftet haben, doch haben Sie sich des Falles kräftig angenommen. Passen Sie auf, ich mache eines Tages noch einen reichen Mann aus Ihnen!«

Messer drehte sich langsam Johnny zu. Bei jeder anderen Gelegenheit hätte er über die gönnerhafte Sprache des jungen Mannes gelacht, jetzt aber ärgerte er sich.

»Mein lieber Freund«, erwiderte er steif, »Sie sind etwas zu zuversichtlich. Raub, ob nun mit oder ohne Gewalt, ist nicht so einfach, wie Sie es sich vorstellen. Sie glauben, daß Sie . . .«

»Ich bin etwas tüchtiger als Wembury«, unterbrach ihn Johnny selbstzufrieden.

Maurice Messer unterdrückte ein Lächeln.

5

Mary hatte ihren Gast nicht in den Rosengarten, sondern in den Park zu den sonderbaren, verwitterten Steinfiguren geführt. Dort gab es einen kleinen Tisch und eine Marmorbank. Mary setzte sich und bat auch Alan, Platz zu nehmen.

»Ich möchte Ihnen etwas sagen, Alan«, begann sie. »Ich spreche jetzt zu Alan Wembury, nicht zum Inspektor Wembury -«

»Aber selbstverständlich . . .« Er stockte. Beinahe hätte er sie mit dem Vornamen angesprochen. »Ich habe nicht den Mut, Sie Mary zu nennen, obschon ich mich alt genug dazu fühle!«

»Tun Sie es doch! ›Miss Mary‹ klingt so schrecklich unnatür-

lich, und wenn es von Ihnen kommt, wird es geradezu unfreundlich.«

»Was gibt es also?« fragte er und setzte sich neben sie. Sie zögerte einen Augenblick.

»Johnny spricht in mancher Beziehung so seltsam«, berichtete sie dann. »Es ist schwierig, Alan, so etwas zu sagen, aber manchmal scheint er den Unterschied zwischen mein und dein vergessen zu haben. Oft denke ich, daß er nur aus Eigensinn so redet, doch dann fühle ich wieder, daß er es wirklich ernst meint. Auch über unseren armen Vater spricht er sehr abfällig. Das kann ich nur schwer verzeihen. Vater war sehr leichtsinnig und verschwenderisch, aber er ist Johnny und mir ein guter Vater gewesen.« Ihre Stimme zitterte ein wenig.

»Was meinen Sie damit, wenn Sie sagen, daß er in mancher Beziehung seltsam spricht?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Das ist nicht das einzige – er hat auch so eigenartige Bekannte. Vorige Woche war ein Mann hier, ich habe ihn nur gesehen, nicht gesprochen, Hackitt hieß er. Kennen Sie ihn?«

»Hackitt? Sam Hackitt?« fragte Wembury erstaunt. »Aber selbstverständlich, Sam und ich sind alte Bekannte!«

»Was ist er?«

»Einbrecher!« antwortete Alan ruhig. »Wahrscheinlich interessierte sich Johnny für ihn und ließ ihn kommen . . .«

»Nein, nein, das war es nicht.« Sie biß sich auf die Lippen. »Johnny hat mich angelogen. Er sagte, daß der Mann Handwerker sei und nach Australien fahren wolle. Sind Sie sicher, daß es der gleiche Hackitt ist?«

Alan gab eine knappe, eindruckliche Beschreibung des Mannes.

»Das ist er!« Sie nickte. »Alan, glauben Sie, daß Johnny – schlecht ist?«

»Natürlich nicht!«

»Aber seine eigenartigen Freunde?«

Diese Gelegenheit durfte er nicht ungenützt vorbeigehen lassen.

»Ich fürchte, Mary, daß sie bald eine ganze Menge Leute wie Hackitt und noch schlimmere treffen werden.«

»Warum?« fragte sie erstaunt.

»Sie beabsichtigen, Messers Sekretärin zu werden – Mary, ich wünschte, Sie würden nicht hingehen.«

»Warum, in aller Welt, Alan? Ich verstehe allerdings, was Sie meinen. Maurice hat eine große Zahl solcher Klienten, und ich werde sicher mit ihnen zusammenkommen, aber ich habe doch nur geschäftlich mit ihnen zu tun.«

»Wegen der Klienten bin ich nicht besorgt«, antwortete Alan ruhig. »Besorgt bin ich wegen – Maurice Messer.«

»Besorgt wegen Maurice?« Sie traute ihren Ohren nicht. »Aber Maurice ist doch ein so lieber Mann! Er ist die Freundlichkeit selbst zu Johnny und mir gewesen, und wir kennen ihn unser ganzes Leben lang.«

»Ich kenne Sie auch so lange, Mary . . .«

»Aber«, unterbrach sie ihn, »sagen Sie mir, warum? Was könnten Sie gegen Maurice haben?«

Einer so direkten Frage gegenübergestellt, fühlte sich Alan unsicher. Freimütig erklärte er:

»Ich weiß nur, was Scotland Yard gegen ihn hat.«

Sie lachte heiter.

»Weil er es fertigbringt, diese armen, elenden Verbrecher vor dem Gefängnis zu bewahren! Das ist Berufsneid. O Alan«, neckte sie ihn, »das hätte ich nicht von Ihnen gedacht!«

Es wäre zwecklos gewesen, wenn er die Warnung wiederholt hätte. Eine Beruhigung hatte er: Wenn sie bei Messer arbeitete, würde sie auch in seinem Bezirk wohnen.

6

Maurice Messer blieb, von einer Eibenhecke halb verdeckt, stehen und beobachtete die beiden. Die Schönheit Mary Lenleys war ihm nie vorher aufgefallen. Es bedurfte offensichtlich der Bewunderung eines Polizeibeamten, um sein Interesse an dem Mädchen zu wecken, das er, einem später bereuten Impuls folgend, anzustellen versprochen hatte. Bewundernd verfolgte er ihre

Bewegungen, während sie mit Alan Wembury sprach. Er befeuchtete seine trockenen Lippen. Merkwürdig, daß er blind gewesen war gegen eine so reizvolle Erscheinung wie Mary Lenley. Er liebte blonde Frauen. Gwenda Milton war blond gewesen. Ein naives Mädchen, das langweilig wurde und in einer Tragödie endete. Ihn fröstelte bei dem Gedanken an den trüben Tag der gerichtlichen Vernehmung, als er vor dem Zeugentisch gestanden und gelogen hatte.

Als Mary den Kopf wandte, entdeckte sie ihn und winkte.

»Wo ist Johnny?« rief sie ihm zu.

»Johnny schmolzt. Fragen Sie mich aber nicht, warum, denn ich weiß es nicht. Störe ich eine vertrauliche Unterredung?«

Er fragte sich, worüber sie gesprochen haben konnten. Hatte sie Alan Wembury mitgeteilt, daß sie nach Deptford zu kommen beabsichtigte? Früher oder später würde sie es ihm doch sagen, darum war es besser, dies gleich selbst zu tun.

»Wissen Sie schon, daß Miss Lenley mich beehren will, meine Sekretärin zu werden?«

»Ich hörte es.« Alan schaute dem Rechtsanwalt fest in die Augen. »Ich habe Miss Lenley soeben gesagt, daß sie in meinem Bezirk wohnen wird – unter meiner Obhut sozusagen . . .«

Warnung und Drohung klangen aus diesen Worten. Messer war zu klug, um es zu überhören. Alan Wembury spielte sich als Beschützer des Mädchens auf! Vor einer Stunde noch hätte ihn die Bemerkung belustigt. Doch jetzt . . .

Er schaute Mary an. Wie blaß schimmerte ihre zarte Haut! Wie reizvoll waren die dunkelgrauen Augen mit den langen Wimpern!

»Das ist sehr interessant!« Seine Stimme klang heiser, er räusperte sich. »Sehr interessant. Ist es eine der Pflichten Ihres Amtes?«

Messers Spott wirkte verkrampft.

»Die Pflichten des Polizeibeamten«, entgegnete Alan, »werden durch die Inschrift über dem Old Bailey, unserem ehrwürdigen Gerichtsgebäude, ziemlich genau beschrieben.«

»Und was besagt sie?« fragte Messer. »Ich habe mir nie die Mühe genommen, sie zu lesen.«

»Beschützt die Kinder der Armen und bestraft die Übeltäter!« zitierte Wembury ernst.

»Ein edles Wort!« stimmte Maurice zu. »Entschuldigen Sie, das muß für mich sein . . .« Schnell ging er einem Telegrafanten entgegen, der durch den Garten kam.

»Ist Maurice auf Sie böse?« fragte Mary.

Alan lachte.

»Jeder wird früher oder später auf mich böse.«

Halb belustigt, halb ernst sagte sie: »Ich glaube, ich werde nie mit Ihnen böse sein, Alan! Sie sind der netteste Mann, den ich kenne.«

Sie sahen Maurice mit dem ungeöffneten Telegramm in der Hand zurückkommen.

»Für Sie!« rief er heiter. »Wie interessant, eine so wichtige Persönlichkeit zu sein, daß man das Amt nicht für fünf Minuten verlassen kann, ohne telegrafisch zurückgerufen zu werden!«

»Für mich?« Alan runzelte die Stirn und nahm das Telegramm in Empfang.

Freunde hatte er wenig, und daß das Amt seinen Urlaub kürzte, war nicht anzunehmen.

Er öffnete das Telegramm und las:

»Sehr eilig. Kommen Sie sofort zurück, melden Sie sich bei Scotland Yard. Halten Sie sich bereit, Ihren Bezirk morgen früh zu übernehmen. Australische Polizei meldet: Hexer verließ vor vier Monaten Sydney. Es wird angenommen, daß er jetzt in London ist.«

Walford hatte das Telegramm aufgegeben.

»Ist etwas nicht in Ordnung?« Mary betrachtete Alan mit besorgtem Gesicht.

Er schüttelte langsam den Kopf.

Der Hexer war in England. Arthur Milton, der schonungslose Mörder seiner Feinde, schlau, verwegen, furchtlos.

In Gedanken war Wembury bereits in Scotland Yard, im Büro des Kommissars.

Gwenda Milton – tot, ertrunken, eine Selbstmörderin! Trug Maurice Messer die Verantwortung dafür? Wehe Maurice Messer, wenn dem so war, wenn sie auf seinem Gewissen lastete!

»Hexer« – das Volk hatte ihm diesen Namen gegeben. Er änderte seine Verkleidungen und Masken so oft, daß die Polizei noch nie in der Lage war, eine Beschreibung seiner Person in Umlauf zu setzen. Er war ein Meister der Verkleidung.

Es konnte nur einen Grund für ihn geben, nach London zurückzukehren: Rache an Maurice Messer zu nehmen, dem er seine Schwester anvertraut hatte.

In welchem Winkel der Riesenstadt würde er untertauchen? Für Wembury gab es nur eine Antwort: Deptford – der Stadtteil, den der Hexer kannte wie seine eigene Tasche, in dem der Mann wohnte, den er suchte.

Deptford: Wembury erschrak. Mary Lenley begann ihre Tätigkeit in Messers Büro – und Gefahr für den Anwalt bedeutete auch Gefahr für Mary.

»Sie haben mein Telegramm erhalten?« fragte Walford, als Alan bei ihm eintrat. »Es tut mir leid, daß ich Ihren Urlaub unterbrechen mußte, aber ich möchte, daß Sie Ihr Amt in Deptford sofort übernehmen, damit Sie möglichst schnell mit Ihrem neuen Bezirk vertraut werden.«

»Der Hexer ist also zurück, Sir?«

»Warum er zurückkam, und wo er steckt, weiß ich nicht. Ein direkter Bericht über ihn liegt eigentlich nicht vor, wir nehmen nur an, daß er zurückgekehrt ist.«

Walford nahm ein Telegramm aus dem Korb auf seinem Tisch.

»Der Hexer hat eine Frau. Nur wenige wissen es. Er hat sie vor ein oder zwei Jahren in Kanada geheiratet. Nach seinem Verschwinden verließ auch sie das Land, man folgte ihr bis nach Australien. Dies konnte nur eines bedeuten: Der Hexer war dort! Jetzt hat sie Australien verlassen und kommt morgen früh in England an.«

»Ich verstehe. Das bedeutet also, daß der Hexer entweder schon in England oder jedenfalls auf dem Weg hierher ist?«

»Sie haben doch mit niemand darüber gesprochen?« fragte der Kommissar rasch. »Sagten Sie nicht, daß Messer in Lenley Court war? Sie haben ihm gegenüber nichts erwähnt?«

»Nein, Sir!« antwortete Alan. »Eigentlich bedauere ich es. Ich hätte gern die Wirkung auf ihn beobachtet!«

»Der Hexer ist das Lieblingsgespenst Londons«, stellte Oberst Walford mit Besorgnis fest. »Auch nur bei der leisesten Andeutung, daß er nach London zurückgekehrt sein könnte, würden sich sämtliche Zeitungsmenschen der Fleet Street auf mich stürzen. Er brachte uns mehr Fehlschläge als jeder andere Verbrecher auf unseren Listen! Die Nachricht, daß er sich frei in London bewegt, wird einen Sturm entfachen, der nicht mehr aufzuhalten ist!«

»Glauben Sie, daß der Fall über meine Kräfte geht?« fragte Alan.

»Nein«, versicherte Walford entschieden. »Ich setze große Hoffnungen auf Sie – auf Sie und Dr. Lomond. Haben Sie übrigens Dr. Lomond kennengelernt?«

»Nein, wer ist das?«

Oberst Walford griff nach einem Buch, das auf dem Tisch lag.

»Er hat, vor vierzehn Jahren, das einzige Buch über Verbrecher geschrieben, das sich zu lesen lohnt. Er war jahrelang in Indien und Tibet. Der Unterstaatssekretär kann froh sein, daß Lomond das Amt annahm.«

»Welches Amt, Sir?«

»Das Amt des Polizeiarztes des R-Bezirks – also Ihres Bezirkes.«

»Eigentlich merkwürdig, daß der Mann einen so untergeordneten Posten annimmt«, meinte er schließlich.

Walford lachte leise.

»Er hat sein Leben lang nichts anderes getan. Wollen Sie seine Bekanntschaft machen? Er ist im Hause.« Er drückte auf den Klingelknopf und gab dem eintretenden Beamten Anweisung.

»Wird er uns helfen, den Hexer zu fassen?« fragte Alan lächelnd.

Die Antwort erstaunte ihn.

»Ich habe das Gefühl«, stimmte der Kommissar zu.

Die Tür öffnete sich, eine große, gebeugte Gestalt trat ein. Alan schätzte den Mann auf etwas über Fünfzig. Das Haar war ergraut, über dem Mund hing ein kleiner Schnurrbart, der Anzug

saß schlecht. Flinke, blaue Augen schauten Alan freundlich an.

»Darf ich Sie mit Inspektor Wembury bekannt machen, der Ihrem Bezirk vorstehen wird!« stellte Walford vor.

Wemburys Hand wurde kräftig gedrückt.

»Haben Sie einige interessante Exemplare in Deptford, Inspektor?« fragte Dr. Lomond im reinsten schottischen Dialekt.

»Ich möchte gern einige Köpfe vermessen.«

Alan lachte. »Deptford ist mir noch so fremd wie Ihnen. Ich bin seit dem Krieg nicht mehr dort gewesen.«

Der Arzt kratzte sich das Kinn, den Blick fest auf Wembury gerichtet.

»Ich glaube nicht, daß sie so interessant wie die Lelos sein werden. Das ist eine wunderbare Rasse, mit einer seltsamen Kopfform und eigenartiger Entwicklung des Scheitelbeines...« Er sprach schnell, mit Begeisterung, es schien sein Lieblingsthema zu sein.

Während der Arzt seine Theorie über die Abstammung eines seltsamen tibetanischen Stammes erklärte, verschwand Alan geräuschlos aus dem Zimmer. Eine Stunde später traf er Walford, der gerade aus seinem Büro trat.

»Ja – ich bin den Doktor losgeworden!« Der Oberst lachte. »Er ist zu gescheit, als daß man ihn einen langweiligen Menschen nennen könnte. Dennoch hat er mir Kopfschmerzen gemacht!« Unvermittelt fuhr er fort: »Übertragen Sie Burton die Perlen-sache – ich meine die Darnleigh-Perlen. Einen neuen Anhaltspunkt haben Sie nicht gefunden?«

»Nein, Sir.«

Der Kommissar runzelte die Stirn.

»Da Sie eben erst von Lenley Court kamen, fiel mir ein, daß der junge Lenley am Abend des Diebstahls auf dem Ball der Lady Darnleigh war.« Als er den Ausdruck in Alans Gesicht bemerkte, fügte Walford schnell hinzu: »Ich will damit selbstverständlich nicht sagen, daß er etwas mit der Sache zu tun hat, aber es ist doch ein eigenartiger Zufall. Ich möchte gern, daß wir diesen Fall bald erledigen, denn Lady Darnleigh hat mehr Freunde in Whitehall, als mir lieb ist. Jeden zweiten Tag erhalte

ich einen Brief des Innenministers, worin er sich nach dem Stand der Ermittlungen erkundigt.«

Alan Wembury verließ den Kommissar mit ungunen Geföhlen. Er hatte gewußt, daß Johnny an jenem Abend auf dem Ball bei Lady Darnleigh gewesen war, doch der Gedanke, ihn mit dem rätselhaften Perlendiebstahl in Verbindung zu bringen, wäre ihm nie gekommen. Er rief sich nochmals die allzu kurze Unterhaltung mit Mary ins Gedächtnis zurück.

Warum in aller Welt sollte Johnny . . . Und doch – die Lenleys waren ruiniert, und Mary war sichtlich nervös gewesen.

Unsinn! dachte Alan, als sich ihm ein häßlicher Gedanke aufdrängte. Unsinn! – Am nächsten Morgen übergab er die Akten in der Perlensache Inspektor Burton und verließ Scotland Yard mit sozusagen erleichtertem Gefühl.

Sein neuer Bezirk nahm ihn in der folgenden Woche sehr in Anspruch. Mary schrieb ihm nicht, wie er erwartet hatte. Er wußte nicht, daß sie bereits in London war, bis sie ihm eines Tages aus einem vorbeifahrenden Taxi zuwinkte. Er beauftragte einen Untergebenen, festzustellen, wo sie und Johnny wohnten, und erfuhr, daß sie sich in der Nähe der Malpas Road in einem modernen Häuserblock niedergelassen hatten, der hauptsächlich von Handwerkern bewohnt wurde.

8

»Heute morgen habe ich deinen ›Polypen‹ gesehen«, verkündete Johnny schnoddrig, als er zum Lunch erschien.

»Meinen was?« Mary schaute ihn mit großen Augen an.

»Wembury«, erklärte Johnny. »Wir nennen diese Leute so.«

»Wir?« wiederholte sie. »Du meinst doch, ›man‹ nennt sie so, Johnny?«

Dies schien ihn zu amüsieren. Er setzte sich an den Tisch.

»Mach dich nicht lächerlich, Mary! ›Wir‹ oder ›man‹ macht doch keinen Unterschied. Im Grunde sind alle Diebe, der Kaufmann im Rolls-Royce und der Arbeiter in der Straßenbahn – jeder will den andern übers Ohr hauen.«

»Wo hast du Alan gesehen?«

»Warum, zum Kuckuck, nennst du ihn beim Vornamen?« fuhr er sie an, »Der Mann ist Polizist, du aber tust, als ob er auf der gleichen gesellschaftlichen Stufe mit dir stünde.«

Mary schnitt das Brot. Lächelnd erwiderte sie:

»Unser Nachbar hier auf dem Stock ist Schlosser, und über uns wohnt ein Bahnarbeiter mit seiner Familie.«

Gereizt schob Johnny den Stuhl zurück.

»Diese Wohnung ist für uns nur ein vorübergehender Notbehelf. Du glaubst doch nicht etwa, daß ich mein Leben in diesem finsternen Loch zubringen will? Einmal werde ich Lenley Court zurückkaufen.«

»Womit, Johnny?« fragte sie ruhig.

»Mit dem Geld, das ich verdiene – übrigens, Wembury ist nicht der Mann, mit dem du verkehren solltest. Ich habe heute morgen mit Maurice über ihn gesprochen, er ist auch der Meinung, daß wir diese Bekanntschaft aufgeben sollten.«

»Wirklich?« Marys Stimme klang kalt. »Maurice ist auch dieser Meinung – das ist sehr eigenartig.«

Er schaute sie mißtrauisch an.

»Wieso eigenartig? Jedenfalls wünsche ich den Verkehr mit ihm nicht, und . . .«

Sie war aufgestanden, stützte sich mit beiden Händen auf den Tisch.

»Und ich«, unterbrach sie ihn, »lasse mir darüber keine Vorschriften machen. Es tut mir leid, wenn du und Maurice dies nicht billigen, aber ich habe Alan gern.«

»Ich hatte meinen Kammerdiener auch gern«, spöttelte er, »trotzdem habe ich ihn entlassen.«

»Alan Wembury ist nicht dein Diener, Johnny! Du magst meinen Geschmack nicht billigen, aber Alan ist ein Gentleman. Hast du das nicht schon längst bemerkt? Solche Menschen findet man heutzutage nicht zu oft.«

Johnny hielt es für richtiger, darauf nur mit einem Achselzucken zu reagieren.

Am nächsten Morgen begann Mary ihr neues Leben. Der Gedanke an die Zusammenarbeit mit Maurice Messer beunruhigte sie jetzt doch ein wenig. Ein unbestimmtes Gefühl, über das sie sich nicht klar wurde, bedrückte sie.

Mr. Messers Haus unterschied sich angenehm von den überaus häßlichen und schmutzigen der Nachbarschaft. Es stand etwas von der Straße abgerückt. Die hohe Mauer, die es umgab, wurde nur durch die Einfahrt unterbrochen. In dem kleinen Herrenhaus im viktorianischen Stil waren Wohnung und Rechtsanwaltsbüro untergebracht.

Eine alte Frau führte Mary die abgenutzte Treppe hinauf, öffnete die schwere, verzierte Türe und ließ sie eintreten. Der Raum sah vernachlässigt aus, wirkte jedoch ziemlich freundlich. In den Bildern an den Wänden erkannte sie Werke bekannter alter Meister. Am meisten interessierte sie aber ein großer Flügel, der in einem Alkoven stand. Sie betrachtete ihn erstaunt und fragte die Frau:

»Spielt Mr. Messer Klavier?«

»Er? Und ob!« Die Frau lachte.

Neben diesem Zimmer befand sich ein kleiner Vorraum ohne Türen, der, wie es schien, als Büro benützt wurde. Regale zogen sich an den Wänden entlang, und auf einem kleinen Tischchen stand eine verdeckte Schreibmaschine.

Mary hatte kaum Zeit, sich richtig umzuschauen, als überraschend Maurice Messer eintrat. Er kam schnell auf sie zu und nahm ihre beiden Hände in die seinen.

»Meine liebe Mary«, rief er überschwenglich, »das ist wunderbar!«

»Ich mache keinen Anstandsbesuch Maurice!« erwiderte sie irritiert. »Ich bin gekommen, um zu arbeiten!«

Sie entzog ihm ihre Hände, denn sie erinnerte sich nicht, je auf so vertrautem Fuß mit ihm gestanden zu haben.

»Meine liebe Mary, es gibt genug Arbeit - Urkunden, Zeugnisaussagen . . .« Er sah sich suchend um. »Können Sie Schreibmaschine schreiben?«

Er erwartete eigentlich, daß sie verneinen würde, um so erstaunter war er, als sie antwortete:

»Aber natürlich! Mein Vater schenkte mir schon eine Schreibmaschine, als ich zwölf Jahre alt war.«

Messer hatte weder gewünscht noch erwartet, daß Mary sein Angebot ernst nehmen würde – bis zu dem Tag in Lenley Court, als er sie plötzlich mit anderen Augen sah und bemerkte, daß das unbeholfene Kind sich zu einem begehrenswerten Geschöpf entwickelt hatte.

»Warten Sie, ich will Ihnen eine eidliche Aussage zum Abschreiben geben.« Er suchte fieberhaft unter den Papieren auf seinem Schreibtisch. Es dauerte lange, bis er auf ein Dokument stieß, das ihm harmlos genug für sie schien. Seine Klienten waren meistens sehr ungewöhnlicher Art, und es bereitete ihm einiges Kopfzerbrechen, was von seiner zweifelhaften Korrespondenz er ihr anvertrauen sollte. Erst als er das Schriftstück ganz durchgelesen hatte, übergab er es ihr.

»Nun, Mary, werden Sie sich hier wohl fühlen?«

»Ich denke es. Es ist sehr nett, für jemand zu arbeiten, den man schon so lange kennt – und Johnny ist ja auch in der Nähe.«

Messers Augenlider senkten sich für einen Augenblick.

»Oh!« stieß er leise aus und sah an ihr vorbei. »Er wird Sie doch nicht etwa während der Bürostunden besuchen?«

Sie spürte den Sarkasmus in seinem Ton nicht.

Er ließ die Augen nicht mehr von ihr. Er fand sie noch schöner als vor ein paar Tagen. Sie war der zierliche Typ, den er liebte, dunkler als Gwenda Milton, und feiner. Aus ihren Augen sprachen Seele, Geist, unerweckte Leidenschaft, ein verborgenes Feuer, das angefacht werden mußte.

Sie wurde unter seinem Blick verlegen.

»Ich will Ihnen jetzt das Haus zeigen«, erklärte er lebhaft.

Vor einer Tür im obersten Stock zögerte er, zog aber nach kurzer Überlegung einen Schlüssel hervor und öffnete.

Mary sah an ihm vorbei und erblickte ein Zimmer, wie sie es in diesem alten Haus nicht erwartet hätte. Zwar bedeckten dicke Staubschichten alle Gegenstände, aber es war ein wunderschöner Raum, Wohn- und Schlafzimmer in einem, mit einem Luxus aus-

gestattet, der in Erstaunen setzte. Die französischen Stilmöbel, der dicke Teppich, die silbernen Wandleuchten und geschmackvolle Bilder offenbarten einen verschwenderischen Aufwand.

»Ist das ein hübsches Zimmer!« rief Mary, als sie ihre Verblüffung etwas überwunden hatte.

»Ja – sehr hübsch.« Messer starrte düster in das Nest, das Gwenda Milton bis zu ihrem tragischen Ende bewohnt hatte. »Ist es nicht besser als Malpas Mansions, wie?« Seine gerunzelte Stirn glättete sich. »Es muß nur etwas gereinigt und Staub gewischt werden, und schon ist es für eine Prinzessin bereit! – Ich werde Ihnen das Zimmer zur Verfügung stellen, meine Liebe . . .«

»Mir – zur Verfügung stellen?« Sie starrte ihn an. »Das ist unmöglich, Maurice, ich lebe mit Johnny zusammen, könnte also gar nicht hier wohnen.«

Er zuckte die Achseln.

»Johnny? Ja. Aber eines Abends könnte es hier einmal spät werden – oder Johnny könnte fort sein. Ich wage nicht, daran zu denken, daß Sie dann allein in jener elenden Wohnung hausen müßten.« Er verschloß die Tür wieder. »Natürlich ist dies eine Angelegenheit, die Sie allein entscheiden müssen«, meinte er leichthin. »Das Zimmer ist da – wenn Sie es einmal brauchen sollten.«

Sie antwortete nicht. Dieser Raum war schon bewohnt gewesen, das stand fest, und zwar von einer Frau. Für einen Mann paßte die Einrichtung kaum. Mary fühlte sich etwas unbehaglich; denn über Maurice Messers Privatleben wußte sie nichts. Sie erinnerte sich undeutlich, daß Johnny eine gewisse Episode aus Messers Leben erwähnt hatte, auf die sie jedoch nicht neugierig gewesen war.

Gwenda Milton!

Plötzlich fiel ihr dieser Name ein. Sie erschrak. Gwenda Milton, die Schwester eines Verbrechers! Sie erschauerte, als ihre Gedanken zu dem prächtigen Zimmer zurückkehrten, das vom Geist einer toten Liebe bewohnt wurde. Mary saß an ihrem Arbeitstisch, und es war ihr, als starrte ein todblaues, angstverzerrtes Gesicht sie an.

Am Nachmittag des gleichen Tages landete die ›Olympic‹ im Hafen von Southampton. Die beiden Männer von Scotland Yard, die sich seit Cherbourg auf dem Schiff befanden und jeden Passagier genau beobachtet hatten, verließen es als erste. Sie stellten sich am Ende der Landungsbrücke auf. Es dauerte lange, bis die Prüfung der Pässe in Gang kam, doch endlich entstand Bewegung, und die Passagiere stiegen einzeln zum Kai hinunter.

Einem der Detektive fiel ein Gesicht auf, das er auf dem Schiff nicht gesehen hatte. Am Schiffsgeländer erschien ein Mann mittlerer Größe, ziemlich schlank, mit kleinem Spitzbart und schwarzem Schnurrbart. Langsam kam er näher.

Die Detektive warfen sich einen Blick zu. Als der Passagier den Kai erreichte, trat der eine Beamte an ihn heran.

»Bitte, verzeihen Sie, ich habe Sie auf dem Schiff nicht gesehen.«

Der Mann mit dem Spitzbart musterte ihn kühl.

»Machen Sie mich etwa für Ihre Blindheit verantwortlich?« fragte er.

»Kann ich Ihren Paß sehen?«

Der Passagier zögerte erst, dann griff er in die innere Rocktasche und zog ein Lederetui heraus, dem er eine Karte entnahm. Der Detektiv las:

Hauptinspektor Bliss
Kriminalabteilung Scotland Yard
Gesandtschaftsattaché in Washington

»Ich bitte um Verzeihung.« Der Beamte gab die Karte zurück. »Ich habe Sie nicht erkannt, Mr. Bliss. Sie hatten keinen Bart, als Sie Scotland Yard verließen.«

Bliss nahm die Karte zurück, steckte sie wieder in das Etui und wandte sich mit einem Kopfnicken ab.

Er trug sein Gepäck nicht ins Zollamt hinein, sondern stellte es kurz davor auf den Boden. Mit dem Rücken zum Gebäude blieb er stehen und beobachtete die eintreffenden Passagiere. Endlich sah er die Frau, die er suchte.

Sie war schlank, gut gekleidet, vielleicht etwas zu gut; an der

weißen Hand funkelten Brillanten, und zwei Steine glitzerten an den kleinen Ohren. Modern, lebenslustig, gescheit, furchtlos, erfahren und vielgereist – dies war der erste Eindruck, den Inspektor Bliss von ihr gewonnen hatte. Und er mußte dieses Urteil nie korrigieren. Diese Frau ließ sich durch nichts verblüffen.

Sie war in Cherbourg an Bord gekommen – ein Zufall, daß sie auf dem gleichen Schiff wie er nach England reiste. Er folgte ihr ins Zollamt und beobachtete, wie sie sich einen Weg durch das angehäufte Gepäck bahnte, bis sie zum Buchstaben »M« gelangte. Seine eigenen Zollformalitäten waren schnell beendet. Er übergab seine Handtasche einem Gepäckträger, den er beauftragte, einen Platz im wartenden Zug zu belegen. Darauf drängte er sich durch die Menge der Passagiere weiter, bis zu der Stelle, wo die Frau gerade einem Zollbeamten ihr Gepäck zeigte.

Als ob sie seinen Blick spürte, schaute sie zweimal über die Schulter zurück. Beim zweitenmal trafen sich ihre Augen. In den ihren glaubte er Verwunderung – oder war es Besorgnis? – zu erkennen.

»Mrs. Milton, wenn ich mich nicht irre?« fragte Bliss.

Wieder dieser Blick. Ohne Zweifel war es Furcht, die er ausdrückte.

»Dies ist mein Name.« Sie sprach langgezogen und hatte einen südlich-sanften, gebildeten Akzent. »Aber ich weiß nicht, mit wem ich spreche!«

»Mein Name ist Bliss. Hauptinspektor Bliss von Scotland Yard.«

Anscheinend sagte ihr der Name nichts, doch als er seinen Beruf nannte, wich die Farbe aus ihren Wangen, kehrte aber sofort zurück.

»Das ist sehr interessant! Und was kann ich für Sie tun – Hauptinspektor Bliss von Scotland Yard?«

»Ich möchte, bitte, Ihren Paß sehen.«

Wortlos holte sie das Dokument aus ihrer kleinen Handtasche und händigte es ihm aus. Er blätterte schweigend darin und sah sich die Stempel der Einschiffungshäfen an.

»Sie sind erst kürzlich in England gewesen?«

»Allerdings! Ich war vorige Woche hier, mußte aber eilig nach

Paris fahren. Den Rückweg nahm ich über Cherbourg . . .« Sie blickte ihn plötzlich scharf an. »Bliss?« fragte sie gedankenvoll. »Ich erinnere mich nicht, und doch ist mir, als hätte ich Sie schon irgendwo getroffen.«

Er schaute sich immer noch die Stempel an.

»Sydney, Genua, Domodossola - Sie reisen viel, Mrs. Milton, aber nicht so schnell wie Ihr Mann . . .«

Die Andeutung eines Lächelns flog über ihr Gesicht.

»Nein«, sprach Bliss weiter, »ich will nichts von Ihnen, aber ich hoffe in den nächsten Tagen Ihren Mann zu treffen.«

Ihre Augen schlossen sich ein wenig.

»Hoffen Sie, auch in den Himmel zu kommen?« fragte sie spöttisch. »Ich dachte, Sie wüßten, daß Arthur tot ist!«

Er verzog die Lippen.

»Der Himmel ist nicht der Ort, an dem ich ihn treffen könnte!« Er gab ihr den Paß zurück, drehte sich um und ging weiter.

Sie blickte ihm nach, bis er verschwunden war, dann wandte sie sich mit einem Seufzer dem Zollbeamten zu.

Bliss! Die Häfen wurden also beobachtet.

Hatte der Hexer England erreicht? Cora Ann Milton liebte ihren verwegenen Mann, der nur tötete, weil er sich rächen oder weil er strafen wollte. Er war jetzt Ismael, ein Wanderer auf der Erde, gegen den sich die Hände aller Männer erhoben, dessen Fährte Hunderte von Polizisten folgten.

Langsam ging sie den Bahnsteig entlang, unauffällig durch die Wagenfenster spähend. Endlich entdeckte sie Bliss. Er saß auf einem Eckplatz und schien in die Morgenzeitung vertieft.

Wo hatte sie ihn schon gesehen? Warum erfüllte sein Anblick sie mit Furcht? Die sorgenvollen Gedanken verließen sie bis London nicht.

Als Johnny Lenley am selben Nachmittag bei Messer vorsprach, war ihm der Anblick seiner Schwester an der Schreibmaschine sehr peinlich. Es machte ihm die Armut, in die die Lenleys gesunken waren, erst richtig bewußt. Sie lächelte ihm unsicher zu.

Sie wies auf das kleine Zimmer, in dem Messer die vertraulichen Besprechungen mit seinen ungewöhnlichen Klienten abzuhalten pflegte.

Johnny blickte sie einen Augenblick schweigend an. Nur schwer konnte er ertragen, sie so, als Angestellte, zu sehen. Er preßte die Lippen zusammen und klopfte an die Tür zu Messers Privatbüro.

»Wer ist da?« rief es von innen.

Johnny drückte auf die Klinke, die Tür war verschlossen. Er hörte, wie der Geldschrank geschlossen, der Türriegel zurückgeschoben wurde. Die Tür sprang auf.

»Um was für ein Geheimnis geht's hier?« murzte Johnny, als er eintrat.

»Ich habe«, erwiderte Messer, »gerade einige interessante Perlen untersucht. Und daß man nicht gleich die allgemeine Aufmerksamkeit auf Diebesgut lenken will, ist doch selbstverständlich!«

»Wie ist es denn – haben Sie ein Angebot dafür erhalten?« fragte Johnny.

»Ich will die Perlen heute abend noch nach Antwerpen schicken«, sagte er.

Er schloß den Geldschrank auf, der in einer Ecke des Zimmers stand, entnahm ihm eine flache Schachtel und öffnete den Deckel. Eine wunderbare Perlenkette kam zum Vorschein.

»Die hat einen Wert von mindestens zwanzigtausend Pfund!« protzte Johnny, und seine Augen leuchteten auf.

»Das sind mindestens fünf Jahre Zuchthaus!« setzte Messer ungerührt hinzu. »Offen gestanden, Johnny, die Geschichte gefällt mir nicht.«

»Warum? Niemand würde vermuten, daß Mr. Messer, der berühmte Rechtsanwalt, bei den Perlen der Lady Darnleigh den

Hehler macht.« Er mußte lachen. »Zum Teufel! Maurice, Sie würden eine seltsame Gestalt auf der Anklagebank des Old Bailey abgeben. Können Sie sich vorstellen, mit welchem Genuß die Zeitungen die Sensation der Verhaftung und Verurteilung von Mr. Messer, früher in Lincoln's Inn Fields, jetzt Flanders Lane in Deptford, berichten würden?«

Messers Gesicht blieb unbewegt, nur die Augen funkelten böse.

»Sehr interessant. Ich hätte Ihnen soviel Einbildungskraft nie zugetraut.« Er hob die Perlen ans Licht und betrachtete sie nochmals, dann schob er den Deckel auf die Schachtel. »Haben Sie mit Mary gesprochen?« fragte er leichthin.

»Es ist scheußlich, sie arbeiten zu sehen, aber es läßt sich vorerst nicht ändern. – Maurice, ich . . .«

»Ja?«

»Ich habe mir manches überlegt. Sie hatten früher in Ihrem Büro ein Mädchen namens Gwenda Milton?«

»Und?«

»Sie hat sich doch ertränkt? Wissen Sie vielleicht, warum?«

Maurice Messer sah ihm voll ins Gesicht. Auch nicht das Zucken eines Augenlides verriet die Wut, die in ihm aufstieg.

»Das Gericht sagte . . .«, begann er.

»Ich weiß, was das Gericht sagte«, unterbrach ihn Johnny grob, »doch habe ich darüber meine eigene Ansicht.« Mit Nachdruck fuhr er fort: »Mary Lenley ist nicht Gwenda Milton! Sie ist nicht die Schwester eines flüchtigen Mörders, und ich erwarte für sie eine bessere Behandlung, als Gwenda Milton sie von Ihnen erfahren hat.«

»Ich verstehe Sie nicht«, erwiderte Messer.

»Ich glaube, Sie verstehen mich gut. Man sagt, daß Sie in dauernder Furcht vor dem Hexer leben – Sie würden mehr Grund haben, mich zu fürchten, wenn Mary etwas zustoßen sollte!«

Nur einen Augenblick senkte Messer die Augen.

»Sie sind hysterisch, Johnny, und außerdem heute morgen nicht besonders höflich. Vor allem aber sind Sie noch sehr unreif – ich habe es Ihnen vor einer Woche schon gesagt. Wer sollte Mary etwas zuleide tun? Und was den Hexer und seine Schwester betrifft, so sind sie tot!«

Er nahm die Schachtel vom Tisch, öffnete sie und vertiefte sich von neuem in die Betrachtung der Perlen.

»Als Juwelendieb . . .«

Er kam nicht weiter, es klopfte leise an der Tür.

»Wer ist da?« fragte er schnell.

»Bezirksinspektor Wembury!«

I 2

Maurice Messer warf die Schachtel mit den Perlen hastig in den Geldschrank. Obwohl er eiserne Nerven besaß, hatte sich sein gelbliches Gesicht weiß verfärbt, und tiefe Falten kamen zum Vorschein. Auch sein junger Klient verriet Zeichen von Aufregung, als Alan eintrat. Messer gewann zuerst die Fassung zurück.

»Hallo, Wembury!« rief er mit gezwungenem Lachen. »Überall stößt man auf Sie!«

»Ich hörte, daß Lenley hier ist, und da ich ihn sprechen wollte . . .«

»Sie wollten mich sprechen?« Johnnys Gesicht zuckte. »In welcher Angelegenheit?«

Wembury wußte, daß Messer ihn beobachtete und sich keine Bewegung, keinen Blick entgehen ließ. Was fürchtete er? Alan schmerzte es, als er an den beiden vorbei zu Mary hinaussah, die ahnungslos vor der Schreibmaschine saß.

»Sie kennen«, sagte Alan, »die Affäre der Darnleigh-Perlen, und Sie wissen auch, daß man mir die Untersuchung übertragen hatte. Ich habe den Fall jetzt Inspektor Burton übergeben. Heute morgen nun bat er mich, einen Punkt aufzuklären, der ihm rätselhaft erscheint.«

Mary war von der Schreibmaschine aufgestanden und näher gekommen.

»Ein Punkt, der ihm rätselhaft erscheint?« wiederholte Johnny Lenley mechanisch. »Und was ist das?«

»Er wollte wissen, was Sie veranlaßte, in Lady Darnleighs Zimmer zu gehen.«

»Ich glaube, daß ich diesen Punkt genügend aufgeklärt habe!« brauste Johnny auf.

»Sie gaben an, Sie hätten geglaubt, Ihren Mantel und Hut im ersten Stock gelassen zu haben. Der Inspektor hat aber erfahren, daß ein Diener, als Sie hinaufgehen wollten, Ihnen sagte, daß sich die Mäntel und Hüte im Erdgeschoß befänden.«

»Daran kann ich mich nicht erinnern«, erwiderte Johnny. »Ich fühlte mich nicht wohl an jenem Abend. Ich kam auch sofort wieder herunter, als ich meinen Irrtum erkannte. Wird etwa angenommen, daß ich etwas über den Diebstahl weiß?« Seine Stimme zitterte ein wenig.

»Eine solche Vermutung ist von niemandem ausgesprochen worden.« Wembury lächelte leicht. »Wir müssen lediglich versuchen, alle möglichen Informationen zu sammeln.«

»Ich wußte nichts von dem Diebstahl, bis ich es in den Zeitungen las.«

»Aber Johnny«, rief Mary, »du sagtest mir doch, als du nach Hause kamst, daß ein . . .«

Ihr Bruder starrte sie schweigend an.

»Wenn du dich richtig erinnern willst, meine Liebe, war es zwei Tage danach«, wies er sie ruhig, aber eindringlich zurecht. »Ich brachte dir die Zeitung, die von dem Diebstahl berichtete. Ich hätte es dir am gleichen Abend gar nicht mitteilen können, weil ich dich nicht gesehen habe.«

Aus Marys Gesicht war jede Farbe gewichen. Verwirrung stand in ihren Augen. Alan wagte sie nicht anzuschauen.

»Selbstverständlich erinnere ich mich, Johnny . . . Ja, ich erinnere mich – ich bin ganz dumm!«

Ein peinliches Schweigen folgte. Alan stand da, die Hände in den Rocktaschen, und starrte auf den abgenutzten Teppich.

»Gut!« rief er endlich. »Hoffentlich wird es Burton genügen. Es tut mir leid, daß ich Sie gestört habe.« Er sah an Mary vorbei auf Johnny. »Warum reisen Sie nicht ins Ausland, Lenley? Sie sehen schlecht aus.« Es klang gezwungen.

»England ist gut genug für mich«, antwortete Johnny verdrießlich. »Sind Sie eigentlich unser Hausarzt, Wembury?«

»Ja, so ungefähr komme ich mir vor.« Er nickte kurz und ging.

Mary kehrte zu ihrer Schreibmaschine zurück, konnte jedoch nicht arbeiten. Hinter ihr schloß Messer die Tür seines Büros.

»Ich nehme an, Sie wissen, was Wembury sagen wollte?«

»Da ich kein Gedankenleser bin, weiß ich es nicht«, antwortete Johnny. »Der Kerl besitzt eine Frechheit! Wenn man bedenkt, daß er der Sohn eines Gärtners ist . . .«

»Genau das sollten Sie endlich vergessen!« fuhr ihn Messer wütend an. »Denken Sie lieber daran, daß Sie sich verraten haben! Von heute an wird man Sie beobachten. Das schadet zwar weiter nichts, aber – auch mich wird man beobachten, was sehr unangenehm ist. Ich bin nicht ganz sicher, ob Wembury seine Pflicht tut und Scotland Yard Mitteilung macht. Wenn er es tut, können Sie sich auf große Unannehmlichkeiten gefaßt machen.«

»Sie auch!« höhnte Johnny. »In dieser Sache stehen und fallen wir zusammen. Wo wird man die Perlen finden? In Ihrem Geldschrank! Haben Sie sich das überlegt?«

»Ich glaube, daß wir die Ihnen drohende Gefahr übertreiben«, meinte Messer leichthin. »Vielleicht haben Sie recht – die wirkliche Gefahr droht mir!« Er schaute auf den Geldschrank. »Ich wünschte, diese elenden Dinger wären eine Meile von hier! Es wäre sogar möglich, daß Wembury eine Haussuchung veranlaßt.«

»Man sollte sie mit der Post nach Antwerpen senden.«

Messer lächelte verächtlich.

»Wenn ich beobachtet werde, ist doch wohl anzunehmen, daß auch meine Postsendungen nicht unbeachtet bleiben! Nein, nur eines kann uns retten – wir müssen diese verfluchten Perlen für ein oder zwei Tage anderswo unterbringen.«

Johnny biß sich verwirrt auf die Fingernägel.

»Ich werde sie zu mir in die Wohnung nehmen«, erklärte er plötzlich. »Dort gibt es einige Möglichkeiten, sie zu verstecken.«

»Keine schlechte Idee!« stimmte Maurice langsam, wie überlegend, zu. »Wembury würde es sich nie einfallen lassen, Ihre Wohnung zu durchsuchen – dazu hat er Mary zu gern.«

Er wartete nicht erst ab, bis Johnny sich vielleicht anders besinnen würde, sondern schloß den Geldschrank auf und übergab ihm die Perlen. Lenley betrachtete die Schachtel skeptisch, steckte sie dann aber in seine innere Rocktasche.

»Ich werde sie im Koffer unter meinem Bett verstecken – Ende der Woche bringe ich sie Ihnen zurück.«

Er verließ rasch das Zimmer und hielt sich auch bei Mary nicht auf. Die Perlen, für die er soviel gewagt hatte, wieder in Händen zu haben, gab ihm eine gewisse Befriedigung und verscheuchte den Verdacht, der in ihm aufgekommen war, seit Messer sie bei sich verwahrt hatte.

Als er durch die belebte Flanders Lane ging, trat ein Mann aus einem engen Durchgang und folgte ihm. Der Polizist, der an der Ecke Posten stand, beachtete ihn kaum und ließ es sich jedenfalls nicht träumen, daß in seiner nächsten Nähe der Mann vorbeiging, den die Polizei dreier Kontinente suchte: Henry Arthur Milton – der Hexer!

Noch lange, nachdem Lenley ihn verlassen hatte, ging Messer in seinem Büro auf und ab und überlegte. Lenleys Ton gefiel ihm nicht. Früher einmal hatte ihn Johnny amüsiert, später war er ihm nützlich gewesen – jetzt wurde er ihm gefährlich.

Messer öffnete leise die Tür ein wenig und spähte durch den Spalt. Mary saß, in ihre Arbeit vertieft, an der Schreibmaschine. Er strich sich übers Kinn. Eine neue Leidenschaft hatte ihn befallen und neuen Anreiz in sein Leben gebracht.

Seine Gedanken kehrten zu Johnny zurück. Es gab ein sicheres Mittel, um den prahlerischen, bedrohlichen Lenley loszuwerden. Ihn aus dem Weg zu räumen, würde zugleich bedeuten, manche andere Schwierigkeiten zu beseitigen.

Und Marys Widerstand konnte auch nicht härter sein als der Gwendas in der ersten Zeit.

Er legte die Stirn in Falten. Inspektor Wembury! Der war gefährlicher als Lenley!

Fürs erste mußte er mit Johnny Lenley fertigwerden, ihn dorthin bringen, wo er kein Unheil mehr stiften konnte.

Maurice war ein kluger Mann. Nach der Unterredung mit dem Bruder ließ er einige Zeit verstreichen, bevor er Mary ansprach. Das Frühstück, das ihr gebracht wurde, rührte sie nicht an. Statt dessen stand sie am Fenster und starrte auf die Flanders Lane hinaus. Als sie seine Stimme hörte, erschrak sie.

»Was haben Sie, meine Liebe?« Er gab sich väterlich.

Mary schüttelte abgespannt den Kopf.

»Ich weiß es nicht, Maurice – ich bin so besorgt wegen Johnny und der Perlen . . .«

»Der Perlen?« wiederholte er mit gespielterm Erstaunen. »Meinen Sie Lady Darnleighs Perlen?«

»Ja. Warum hat Johnny gelogen? Als er damals nach Hause kam, war das erste, was er sagte: ›In Park Lane ist ein Diebstahl verübt worden! Lady Darnleighs Schmuck ist verschwunden!«

»Johnny ist nicht ganz normal«, beruhigte er sie. »Ich würde nicht zuviel auf seine Reden achten. Sein Gedächtnis scheint in letzter Zeit gelitten zu haben.«

»Das ist nicht der Fall. Er wußte genau, Maurice, daß er es mir gesagt hatte. Es ist ausgeschlossen, daß er es vergessen haben könnte.« Geängstigt forschte sie in seinem Gesicht. »Sie glauben doch nicht . . .« Der Satz blieb unvollendet.

»Daß Johnny etwas von diesem Diebstahl gewußt hat? Das ist Unsinn, meine Liebe! Der Junge hat Kummer, und das ist ganz natürlich. Es ist nicht angenehm, sich ohne einen Penny in die Welt geworfen zu sehen, wie es Johnny erlebt hat. Er hat weder Ihren Charakter noch Ihren Mut, meine Liebe!«

Sie seufzte und kehrte an ihren Arbeitstisch zurück, auf dem ein großer Stoß Briefe lag, die sie genau geordnet hatte. Sie blätterte darin und zog ein Formular hervor.

»Maurice, wer ist der Hexer?«

Als er das Wort hörte, zuckte er zusammen und starrte sie an.

»Der Hexer?«

»Hier ist ein Telegramm – ich habe es ungeöffnet zwischen alten Briefen gefunden!«

Er riß ihr das Papier aus der Hand. Das Telegramm war vor drei Monaten in Sydney aufgegeben worden, es stammte von einem Anwalt, dem Agenten Messers in Australien. Es enthielt nur wenige Worte:

›Mann aus dem Hafen von Sydney identifiziert – nicht Hexer. Es wird angenommen, daß er Australien verlassen hat.«

Mary starrte den Rechtsanwalt an, sein Blick war verstört, jede Farbe aus seinem Gesicht verschwunden.

»Der Hexer!« murmelte er. »Am Leben!« Das Papier in seiner

Hand zitterte. Er mußte eine Erklärung für seine Aufregung finden. »Ein alter Klient von mir, für den ich mich sehr eingesetzt hatte – aber er ist ein Schuft, sogar mehr als das!«

Während er sprach, zerriß er das Telegramm in kleine Stücke und warf sie in den Papierkorb. Dann legte er plötzlich einen Arm um Marys Schulter.

»Mary, an Ihrer Stelle würde ich mir keine Gedanken über Johnny machen. Er ist in einem schwierigen Alter und hat wunderliche Ideen. Augenblicklich bin auch ich nicht zufrieden mit ihm.«

»Nicht zufrieden mit ihm, Maurice?« fragte sie erstaunt.
»Warum nicht?«

Er zuckte die Achseln.

»Er verkehrt mit einer Menge unangenehmer Leute. Vor allen Dingen möchte ich nicht, daß Sie mit ihnen in Berührung kommen.«

Sein Arm lag noch immer auf ihrer Schulter. Sie machte eine Bewegung, um sich zu befreien, nicht weil die Berührung sie erschreckt hätte, sondern einfach, weil sie sich unbehaglich fühlte. Er ließ den Arm hinuntergleiten und tat, als hätte er nichts bemerkt.

»Können Sie nichts tun? Auf Sie wird er hören!« bat sie.

Aber ihn beschäftigte jetzt nicht Johnny, sein Sinnen und Trachten war nur auf Mary gerichtet. Sie faßte seinen Arm und schaute ihm ins Gesicht. Er spürte, wie sein Herz schneller zu schlagen begann. Wenn Johnny den Vorschlag Wemburys befolgte und mit den Perlen nach dem Kontinent fuhr – dann war Mary . . . Johnny würde keine Schwierigkeiten haben, die Perlenkette loszuwerden, und dafür einen Betrag erhalten, von dem er jahrelang leben konnte. Dies waren Messers Gedanken, als er sanft über Marys Wange strich.

»Ich will sehen, was ich für Johnny tun kann«, versprach er.
»Zerbrechen Sie sich darüber nicht mehr Ihren hübschen Kopf!«

Etwas später hörte Mary, wie er auf der kleinen Reiseschreibmaschine, die er in seinem Privatbüro verwahrt hielt, mühsam etwas tippte.

Als an diesem Abend Inspektor Wembury auf die Polizeiwa-

che in der Flanders Lane kam, fand er einen Brief vor. Er war mit Schreibmaschine geschrieben und trug keine Unterschrift. Ein Bote der Hauptstation hatte ihn abgeliefert. Der kurze Inhalt lautete:

»Die Perlenkette der Lady Darnleigh wurde von Johnny Lenley, 37 Malpas Mansions, gestohlen. Sie befindet sich in einer Schachtel im Koffer unter seinem Bett.«

Alan Wembury las die Mitteilung. Sie bedrückte ihn tief, denn jetzt gab es nur einen Weg für ihn – den Weg der Pflicht.

13

Wembury wußte, daß anonyme Briefe zum Alltag der Polizei gehörten. In den meisten Fällen konnte man sie unbeachtet lassen. Wenn jedoch eine Information eintraf, die einen bestimmten Verdacht bestärkte, dann mußten Nachforschungen angestellt werden.

Er stand in seinem Zimmer und dachte über das Problem nach. Er konnte natürlich irgendeinen Beamten mit der Nachforschung beauftragen oder den Brief auch an eine andere Stelle weiterleiten. Aber all dies wäre moralische Feigheit gewesen, und es widerstrebte ihm, die Verantwortung abzuwälzen.

In der Tür seines Büros gab es ein kleines Schiebefenster, das einen Ausblick ins Beamtenzimmer freiließ. Mechanisch hinausstarrend, wie er es manchmal tat, fiel ihm die gebeugte Gestalt auf, die gerade draußen vorbeiging. In einer raschen Eingebung riß er die Tür auf und winkte Dr. Lomond herein. Warum er ausgerechnet diesen alten Mann, der hier noch fremd war, ins Vertrauen ziehen wollte, konnte er sich nicht erklären. Allerdings hatte sich zwischen ihnen, in der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft, ein seltsames Einvernehmen herausgebildet.

»Sie haben Verdruß, Mr. Wembury?« fragte der Arzt.

»Sie haben es erraten!« Alan lachte und erzählte in wenigen Worten den Fall, der ihn beschäftigte. Lomond hörte aufmerksam zu.



Edgar Wallace

Der Hexer/Die blaue Hand/Das Geheimnis der gelben Narzissen

Drei Romane in einem Band

Taschenbuch, Broschur, 544 Seiten, 11,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-55502-4

Portobello

Erscheinungstermin: Januar 2007

Zum 75. Todestag von Edgar Wallace – seine besten Krimis in neuer Ausstattung

"Hexer" - die Leute hatten ihm diesen Namen gegeben. Er änderte seine Verkleidungen und Masken so oft, dass die Polizei nie in der Lage war, eine Beschreibung seiner Person in Umlauf zu setzen. Er war ein Meister der Verkleidung. Es konnte nur einen Grund für ihn geben, nach London zurückzukehren: Rache an Maurice Messer zu nehmen, dem er seine Schwester anvertraut hatte...